

## Wörter aus der Fremde

Für Ernst Müller

**Falko Schmieder, Georg Toepfer (Hg.)**

# **Wörter aus der Fremde**

**Begriffsgeschichte  
als  
Übersetzungsgeschichte**

**KULTURVERLAG KADMOS**

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert.

#### Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2018, Kulturverlag Kadmos Berlin  
Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: [www.kulturverlag-kadmos.de](http://www.kulturverlag-kadmos.de)

Gestaltung und Satz: readymade, Berlin

Umschlaggestaltung: readymade, Berlin

Umschlagfoto: Susanne Nilsson, CC BY-SA 2.0 (in Blau eingefärbt), <https://flic.kr/p/J3kySY>

Druck: Standart

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-373-1

# KUNZ

CHRISTINA PAREIGIS

Die Verkäufer der Obdachlosenzeitschrift *Hinz&Kunzt* gehören auf Hamburgs Straßen wie Blechmusikanten in den Berliner Untergrund. Flaschensammler, ehemalige Geschäftsleute, Rentner: So unterschiedlich die Leben dieser Verkäufer verlaufen, so vielfältig sind die Geschichten, von denen das Stadtmagazin berichtet. Sie erzählen von Politik, Alltag und Kultur – über alles, was das Zusammenleben von Menschen ausmacht. Was aber bedeutet der Name »Hinz&Kunzt«? Eine Antwort gibt die Redaktion: »Wir wollen ein Magazin für alle Hamburger sein, also für Hinz und Kunz. Und wir finden Kultur und Kunst als Ausdruck für Lebensfreude besonders wichtig. Deshalb haben wir ein ›t‹ an Hinz&Kunz angehängt.«<sup>1</sup>

Mit Hinz und Kunz sind hier alle Hamburger gemeint, eine Aufwertung im Vergleich zum üblichen Gebrauch dieser Redensart. Kunz, die Kurzform von Konrad, in Verbindung mit Hinz, Kurzform von Heinrich, wurde im deutschsprachigen Raum spätestens ab dem 13. Jahrhundert zur stehenden Bezeichnung für eine vollkommen beliebige Personengruppe. In der Zwillingformel schwang bald ein abschätziger Unterton mit. Verantwortlich dafür war vermutlich die ständeübergreifende Mode, Neugeborene nach Herrscherkindern zu benennen; diese hießen oft Heinrich und Konrad wie die beiden Söhne des Stauferkaisers Friedrich II. Rasch kam es zu einer Inflation dieser Namen, Hinz oder Kunz konnte nun wirklich jeder heißen.<sup>2</sup>

Die Verschmelzung von Kunz, dem austauschbaren Jedermann, und der Kunst als vielgestaltiger Vermittlerin von Freude und Leben, erzeugt durch das schlichte Anhängen eines Buchstabens, verweist auf mehr als ein phonetisches Wortspiel. Was aber macht die semantische Nähe dieser beiden Vokabeln aus?

Aufschluss gibt womöglich ein drittes Wort, ein jiddisches Fremdwort, das, ganz egal, in welcher Sprache es gebraucht wird, unübersetzt bleibt und damit seine Fremdheit beibehält: *kunz*, genauer *di kunz*. Herkommend vom deutschen »Kunst«, bedeutet es keinesfalls »Kunst«, sondern so viel wie »Trick«, »Kunststück« oder »Einfallsreichtum«<sup>3</sup> – etwas, was potenziell jeder hat oder kann. So lautet auf einer amerikanischen jüdischen Website der Kommentar zum Video eines Hochzeitsentertainers, der sich vor dem entsetzten Publikum scheinbar alle möglichen Chemikalien aus einer Flasche in den Schlund gießt und dabei unversehrt bleibt: »What's the *kuntz* in drinking different color poweraid from winded bottles or marshmallow fluff from toothpaste tube.«<sup>4</sup>

Für die bildende Kunst wird im Jiddischen der Ausdruck *kunst* verwendet – *kunz* dagegen bezeichnet die mal gewitzte, mal plumpe Nachahmung. Wie kam es zu dieser etymologischen Volte, die hier im Amerikanischen, aber auch im Hebräischen und – eher selten – im Deutschen als jiddisches Wort lesbar bleibt? Eine Antwort liegt möglicherweise in der Sprachdynamik des Jiddischen selbst. Im Laufe von Jahrhunderten haben Geographie, Kultur und Sozialerfahrung ihre Spuren in der Sprache der aschkenasischen Juden hinterlassen, in Klang, Grammatik und Wortschatz. Wo immer sich die Jiddischsprecher aufhielten, flossen Elemente der sie umgebenden Sprachen in die bewegliche Struktur dieser Komponentensprache ein. Einhergehend mit Wanderungs- und Fluchtbewegungen entwickelte sich vom deutschen Sprachgebiet über Osteuropa bis in den englischen Sprachraum eine Lingua, welche die Wege ihrer Sprecher mit Etyma verschiedenster Herkunft – aus dem Slawischen, Romanischen, Hebräischen, Deutschen und Englischen – aufzeichnete. Dabei wurde das jeweils Bezeichnete durch die Situation mitbestimmt, der es seine Rezeption verdankte. So kommt es gelegentlich vor, dass die Semantik eines Wortes von seiner Grundbedeutung stark abweicht. Ein bekanntes Beispiel dafür ist das jiddische Wort *opschai*: Es bezeichnet nicht etwa »Abscheu«, sondern »Ehrfurcht« oder »Respekt«. Vermutlich ist in dieser semantischen Inversion die Strategie des Übersetzungsaktes aus dem Deutschen lesbar geblieben. Mit der Konfrontation zweier völlig gegenteilig konnotierter Bedeutungen wird die Wirkung des deutschen Quellwortes gebannt.<sup>5</sup> Bedeutungsverschiebungen dieser Art können sich als sprachliche Überlebensstrategie erweisen. Dem Wort wird sein gewalttätiges Potenzial genommen, das damit zugleich von jenen, die es treffen soll, abgewendet wird. Aufgrund solcher strategischen Übersetzungen gestaltet sich mitunter der Versuch einer (Rück-)Übersetzung in die jeweilige Quellsprache, wie hier ins Deutsche, als diffizil, weil das Fremd-Wort vom Jiddischen her ins Deutsche rückübersetzt seinen Index der Differenz im Übersetzungsakt verlieren würde: *kunz* ist eben keine Kunst. Wie aber kann das Fremdwort, zurückgeholt in die deutsche Sprache, weiterhin fremd sein? Indem man es unübersetzt gebraucht und damit zugleich die rhetorischen Möglichkeiten des Deutschen erweitert. Lange Zeit wurden Juden wegen ihrer syntaktisch abweichenden Sprache diffamiert. Der Gebrauch jiddischer Wörter im Deutschen kann das Verhältnis zwischen der in deutschen Ohren fremd klingenden ›jüdischen‹ Sprache und einem angeblich ›korrekten‹ Deutsch neu gestalten.<sup>6</sup> Wo die *kunz* einer vermeintlich hohen Kunst des Sprechens begegnet – das jiddische *hoich* bedeutet übrigens nicht nur »hoch«, sondern auch »laut« –, stellt sie festgeschriebene Verhältnisse infrage.

Am 1. Dezember 1957 schrieb der Chassidismus-Kenner Joseph Weiss aus London an seinen Lehrer Gershom Scholem in Jerusalem;<sup>7</sup> Anlass war dessen 60. Geburtstag. Im auf Hebräisch geschriebenen und hier in deutscher Übersetzung zitierten Brief stellt Weiss die Frage, warum Scholems Studenten dem Jubilar so zahlreich neue Auslegungen der Thora widmeten. Die Antwort schickt er gleich

hinterher, in Gestalt einer chassidischen Legende: Einst hatte Rabbi R. Naftali, Schüler des heiligen Rabbi R. Elimelech, einen Hilfesuchenden beraten und sich dabei als sein Lehrer ausgegeben. Die Maskerade flog auf, als der Ratsuchende, glücklich, seine Sorgen losgeworden zu sein, sich am nächsten Tag persönlich bedanken wollte und dabei dem echten R. Elimelech begegnete. Dieser richtete darauf an R. Naftali die jiddischen Worte: »Naftali, du kenst schoin gut di kunz!« Weiss liest die Begebenheit als ein Gleichnis, wenn er sich im Anschluss an seinen Lehrer Scholem wendet: »Und das ist der Grund, weshalb wir Ihnen Auslegungen der Thora zu Ihrem Jubiläum widmen, und wenn Sie uns dieses Mal noch nicht antworten werden: ›du host oisgelernt di kunz‹, werden wir nicht verzweifeln, sondern darauf warten, es in zehn Jahren aus Ihrem Mund zu hören, wenn die Festschrift zu ihrem 70. Geburtstag erscheinen wird.« Im hebräischen Original wie in der deutschen Übersetzung befördert der jiddische Ausdruck augenzwinkernd die Entthronung von Genie und Originalität: Die Wirkmächtigkeit von beidem hängt allein von der gekonnten Nachahmung zur rechten Zeit am rechten Ort ab.

Dass solche Nachahmungskunz einen mitunter eher retten kann als akademische Grübeleien, zeigt die jiddische Volkslegende von Kunz, dem Ratgeber des Königs.<sup>8</sup> Kunz hatte die Angewohnheit, besonders kluge Ratschlüsse, die seine Amtskollegen erdacht hatten, gegenüber dem König als seine eigenen auszugeben. Als die Kollegen sich dem König anvertrauten, stellte dieser Kunz auf die Probe: Er allein solle ihm drei Fragen beantworten: Wo die Sonne aufgehe, wie weit der Himmel von der Erde entfernt sei und zuletzt, was er, der König, im Sinn habe. Nach einem Tag vergeblichen Grübelns sprang ihm sein Schafhirte bei. Dieser schlug Kunz vor, die Rollen zu tauschen. Er würde in Kunzens prächtigen Kleidern zum König gehen und an seiner statt die Rätsel lösen, sein Herr solle einstweilen auf die Herde aufpassen. Gesagt, getan; der Hirte machte seine Sache sehr gut. Auf des Königs letzte Frage antwortete er: »Du denkst, ich bin Kunz, dein Ratgeber«, und klärte ihn über das Täuschungsmanöver auf. Der König, beeindruckt von so viel Trickreichtum, machte ihn umgehend zu seinem neuen Berater, Kunz aber hütete bis an sein Lebensende die Schafe. Aus jenen Tagen stammt das Sprichwort: »Du kommst dahinter wie Kunz hinter das Vieh.« In der Legende wird die *kunz* im vorgeblich klugen Strategen verkörpert, zum Mittel für den sozialen Aufstieg wird sie aber seinem Untergebenen.

Der Schäfer, die Schüler, der Gaukler: Alle drei zeigen, dass man weder Königssohn noch ein hohes Amt bekleiden oder ein origineller Gelehrter sein muss, um durchs Leben zu kommen. Das ist die *kunz* von Hinz und Kunz.

Siehe auch: *Jargon, Luftmensch, Mauscheln, Proletarier*

## ANMERKUNGEN

- 1 »Was bedeutet der Name ›Hinz&Kunzt?«, in: Hinz&Kunzt, online unter: <https://www.hinzundkunzt.de/projekt/faq/> (geprüft am 27. Juni 2017).
- 2 Vgl. *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, Leipzig 1854–1961, Quellenverzeichnis Leipzig 1971, Bd. 11, Sp. 2746–2755.
- 3 Solon Beinfeld/Harry Bochner: *Comprehensive Yiddish-English Dictionary*, Bloomington 2013 und Joyce Eisenberg/Ellen Scolnic: *The JPS Dictionary of Jewish Words*, Philadelphia 2001.
- 4 The Matzav Shmoooze: »Chemical Shtick«, in: *Matzav.com. The online voice of Torah Jewry*, online unter: <http://matzav.com/the-matzav-shmoooze-chemical-shtick> (geprüft am 27. Juni 2017).
- 5 Vgl. Max Weinreich: *History of the Yiddish Language*, übers. v. Shlomo Noble, Bd. 1, New Haven 2008, S. A–177.
- 6 Vgl. hierzu Amir Eshel: »Von Kafka bis Celan: Deutsch-Jüdische Schriftsteller und ihr Verhältnis zum Hebräischen und Jiddischen«, in: *Jüdische Sprachen in deutscher Umwelt. Hebräisch und Jiddisch von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert*, hg. v. Michael Brenner, Göttingen 2002.
- 7 Der Brief, aus dem im Folgenden zitiert und paraphrasiert wird, findet sich aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt und kommentiert in: Noam Zadoff: »Gershom Scholem und Joseph Weiss. Eine Freundschaft in Briefen«, übers. v. Dafna Mach, in: *Das Judentum kann nicht definiert werden. Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur*, hg. v. Reinhold Boschki/René Buchholz, Berlin 2014, S. 214–229.
- 8 Bertha S. Pappenheim: *Maasse-Buch. Buch der Sagen und Legenden aus Talmud und Midrasch nebst Volkserzählungen in jüdisch-deutscher Sprache*, Berlin 2014, S. 293–295.